

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

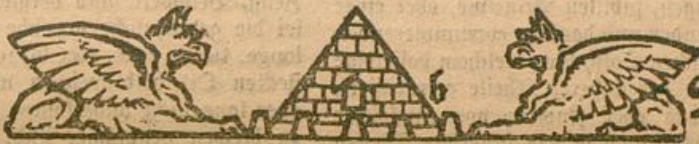
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

23.9.1923 (No. 38)

# Die Pyramide Wocheſchrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 38



23. Sept. 1923

Karl Doll / Die Bekämpfung der Pest in  
Südwestdeutschland im 17. und 18. Jahrhundert.

(Nach Akten des badischen Generallandesarchivs.)

(Fortsetzung.)

Weitere Einzelheiten ergeben sich aus einem ärztlichen Gutachten vom 11. Nov. 1720, das nach mehrfacher Erinnerung von den Räten und Leibmedicis Sigm. Klose, J. A. Eichrodt und J. Gebhard erstattet wird. Nach damaliger Gepflogenheit hatten die fürstlichen Leibärzte zugleich die Funktionen der obersten Medizinalbehörde zu versehen. Die drei Genannten stellen zunächst fest, daß nach eingezogenen Erkundigungen in der näheren Umgebung, im Elsaß, Pfalz, Wetterau, Württemberg zwar „mancherlei hitzige Fieber“ auch in größerer Ausdehnung herrschen, aber nirgends diese Erkrankungen eine besondere Malignität, oder gar etwas „Pestilenzisches“ gezeigt haben. Die Seuche in Marseille und Umgegend sei zuerst als eine febris maligna medii gradus aufgetreten und habe erst allmählich durch Mangel an sachgemäßer Hilfe und Pflege, durch Armuth und Verwahrlosung ihren bössartigen Charakter angenommen. Dies entspricht damaliger Auffassung. Die richtige Erkenntnis von der Spezifität der einzelnen Krankheitsformen hatte man noch nicht. Die Verzweiflung der Bevölkerung, Hungersnot, Gewalt- und Mordthaten, „mit einem Wort der gänzlich Verfall aller Polizei und Justiz“ hätten dann dem Unglück ungehemmte Ausbreitung gestattet. Als Maßregel außer der Überwachung des Verkehrs wird empfohlen, daß „dem gemeinen Mann kein Schrecken oder Furcht beygebracht werde“, ferner im Hinblick auf Absperrungen und Verkehrsstörungen die Ansammlung von Proviant und Salz für die Bevölkerung auf ein Jahr, ebenso die Bereitstellung von Spitälern und sonstiger Unterkunft für Kranke. „Ist auch rathsam, auf Reinhaltung derer Brunnen, Gassen, Straßen und Häuser, auch öffentlichen Badstuben, einige Aufsicht zu bestellen, damit nicht durch Gestand und Wust die Luft insicirt, oder jemanden ein Uebel beygebracht werde.“ Die Räte sollen mindestens einmal im Monat zu einer Conferenz zusammentreten. Die richtige ärztliche Versorgung der Landphysikate erscheint ihnen von besonderer Wichtigkeit. Dabei erfahren wir das merkwürdige Verhältnis, daß die Physici für die Landphysikate der Herrschaften Röteln (am Oberrhein) und Badenweiler in der Stadt Basel ihren Wohnsitz hatten. Dies sei ein unhaltbarer Zustand, und es sei zu verlangen, „daß diese Herrschaften einen physicum in centro gleichsam zu wohnen bekommen, und zwar einen in praxi wol-versierten Mann, der sowohl denen vielfältigen seines Amts Vorfällenheiten gewachsen, als auch die in dem Lande seyende kräftige und ehemals berühmte Bäder durch seinen Credit wiederum in Aufnahme und Ruff bey denen Benachbarten restituiren könnte.“ In der sehr verbreiteten Sturpfuscherei wird besonders in Epidemiezeiten eine ernste Gefahr erblickt. „Derentwegen

ist — — — denen Marktchreihern, Delträgern und anderen umziehenden Gesindel ih: Handwerk niederzulegen“ und „andern hier und da im Lande wohnenden Winkelärzten und denen Scharfrichtern, welche in denen Oberlanden mehr als die physici practicieren, ist solche ihre Stimpelley schlechterdings und bey wichtiger Strafe zu verbieten.“ Auch die richtige und genügende Verteilung der Apotheken über das Land wird als wichtig bezeichnet. Eine „ausführliche General-Visitation aller Officinen“ wird beantragt, „weil eine wohlversehene Apotheke das Zeughaus und Rüstammer ist, aus welcher man den eintretenden Feind zu überwältigen Mittel und Waffen suchen muß.“ In den Oberämtern sollen in genügender Zahl und in entsprechender Verteilung „Chirurgi“ bestellt werden. Sie sollen dem Physikus und den übrigen „Doctores medicinae“ unterstützend und ausschelfend an die Hand gehen, „wogegen aber auch jeglicher dergleichen Chirurgus einige douceurs ohnmaßgeblich pretendiren darff.“ Die Leibmedici werfen mit weiteren französischen Broden um sich, wenn sie zu folgendem Endurtheil gelangen: „Weitere und auf eine würdliche Contagion eingerichtete desseins erfordert, dem Höchstien sey Dank! dermahlen noch weder Noth, noch einige andere apparance.“ Sie schließen mit dem Wunsch: „Gott, unser aller Heyl und Schutz erhalte Eure Hochfürstliche Durchleuchtigkeit bey erfreulicher Leibes-Gesundheit, und seegne Dero Fürstenthum und Lande, daß auch die Inwohner und Unterthanen für ansteckender Seuche und einem bösen und schnellen Tode mögen bewahret bleiben.“

Es fällt auf, daß in unseren Akten und in den darin enthaltenen Pestverordnungen sonst in keiner Weise auf ärztliche Außerungen und Gutachten Bezug genommen wird. Man hat den Eindruck, daß die Anordnungen nach Laiengutdanken, oder man kann hier mit Recht sagen nach einem durch Fachkenntnisse nicht getrüblen Urtheil und nach unboreingenommener Erfahrung getroffen sind. Eine irgendwie führende Rolle hat dabei die Medizin und ihre Vertreter, so wie es heute für uns selbstverständlich ist, jedenfalls nicht gespielt. Sie waren dazu auch nicht imstande, da sie noch durchaus in scholastischen, rein theoretisch konstruiereten Schulmeinungen, wenn nicht gar in krassem Aberglauben und Aberglauben befangen waren. Ansätze zu einer unboreingenommenen Krankheitsbeobachtung, die sich da und dort an die Oberfläche ringen wollten, werden alsbald wieder unter dem doktrinären Wust des Aberglaubens erstickt.

In unseren Akten sind nur noch die zwei folgenden ärztlichen Außerungen enthalten. Das erste ist die Kopie eines Gutachtens von „einem Collegio Medico zu Bassel“ vom Jahr 1709. Hier verbirgt sich hinter einem Schwall gelehrter scheinender Redensarten die völlige

Unfähigkeit zu klarer Anschauung und logischem Urtheil. Das zweite ist eine Äußerung hierzu von dem schon erwähnten Leibarzt Mose aus Durlach vom 16. Dez. 1709, die er im Auftrag seines Landesherrn abfaßte. Bei beiden ist noch folgendes auffallend: Sie beziehen sich auf ein damals, also 1709, in Burgund, Campanien, Dijon und Chalons „grassirendes Pestilenzialisches Fieber.“ Da ausdrücklich von Boutons, Knollen oder Beulen von ungleicher Größe die Rede ist, die an den äußeren Theilen des Leibes, also in den Leistengegenden, sich bilden und davon daß die Krankheit „in wenig Stunden den Leuthen den garaus mache“, so kann kein Zweifel bestehen, daß es sich um Beulenpest gehandelt hat. Mose sagt auch noch, daß „dergleichen ungewöhnliche giftige Krankheiten auch in unserm lieben Vaterland von 1690 bis 1693 mehrfältig grassiret und viele Einwohner hinge-riffen haben.“

Aus den beiden Gutachten seien einige für den damaligen Tiefstand ärztlicher Erkenntnis besonders bezeichnende Stellen angeführt. Die Basler Ärzte geben folgende Weisheit von sich: „Jenes grassirende Fieber ist ein recht giftiges und pestilenzialisches Fieber, massen es in wenig Stunden den Leuthen den gar auß macht, und kompt dieses von einem sehr giftigen, subtilen Principio, oder einer extra scharfen, in dem sich aufhaltenden und dasselbe corrupierenden corrosivischen Gift, oder arsenicalischen Salz, Von welchem dasselbige nicht allein in den geblüt-gefäßen der äußeren Theile extravasirt, coagulirt und dergleichen Boutons oder Knollen von ungleicher Größe aufwirft, sondern fürnehmlich auch in den innersten Theilen des Leibs und dehnen großen Blutgefäßen, obbemeltes Geblüt gänzlich solviret, in seinem Krafft Lauff gestekt, Höchst schädliche Coagula und das Herz producirt u. s. w. Über die Frage der Contagiosität machen sie folgende geistreiche Bemerkung: „Woher nun dieses herrühre und ob und wie contagios es seye, ist ohnschwär zu urtheilen: Einmahlen ist Vermuthlich daß dergleichen giftige Miasmata in dem Luft sich finden, sonderlich wo viele Patienten einmahlen Von solchem Fieber darniedergelegt werden. Dazu hernach kompt eine übele Lebens- und bey dieser klamen Zeit Nahrungs-Gattung, durch welche das Geblüt in seiner Craft vernichtet und zu einer Häutung gebracht wird. Auß dehne dann leicht zu schließen, daß dieses Uebel wenn es dato nicht contagios wohl ansteckend werden könne“ usw. Als Maßregel gegen die Einschleppung wissen sie nur zu empfehlen: „daß dergleichen aus dem Burgundt und auch von anderen Orthen herkomende Perjohnen sonderlich die Bettler an den Thoren stetzig examinirt und ohne genügsamen attestatis nicht eingelassen werden.“

Dazu macht Dr. Mose folgende gelehrte Anmerkungen: daß „dieses phenomoni rationes tantum generalissimas die Medici Basiloenses anführen, anbey mehrerer particularia circa historiam morbi describiren, ja nicht einmal wissen, ob ein Mensch den andern damit anstecke: So erhellet aus dem allem ganz erweislich: daß bis zu einer ausführlicheren Beschreibung der krankheit secundum essentialia et post-essentialia ein formlich und appropriates raisonnement darüber zu stellen ohnmöglich seye, sondern man muß mit denen medicis Basill. diesen punct in generatoribus bewenden lassen.“ Er spricht ferner die Vermutung aus, daß mehr Geschrey als nötig um die Sache gemacht werde und daß es sich wahrscheinlich nur um einen begrenzten Seuchenherd handle, der bald „wider gehemmet werde.“ Er kommt daher zu dem Schluß, daß es zu der „oberen Landen (der sog. oberen Markgrafschaft) Sicherheit“ genüge, „auf den ferneren umständlichen Verlauf der krankheit und deren genügsamen Nachricht, durch continuirende correspondenz des fürstl. Oberamts mit dem collegio medico in Basel zu invigiliren“, daß es aber einstweilen noch nicht notwendig sei, eine „präcaution durch das Land anzuwenden.“ Es ist wohl klar, daß Regierungen und Behörden mit derartigen hochgelehrten ärztlichen Auslassungen nichts anfangen konnten. Sie haben deshalb auch offenbar im allgemeinen weiterhin darauf verzichtet und haben nach eigenem Gutdünken angeordnet, was ihnen nützlich schien.

## IV.

Zum weiteren Zeugnis, wie unklar und verworren die ärztlichen Anschauungen über Wesen und Verbreitung der Pest waren, möchte ich noch einen angesehenen zeitgenössischen medizinischen Schriftsteller anführen<sup>20)</sup>. Es ist der schon erwähnte Basler Arzt

<sup>20)</sup> In merkwürdigem Gegensatz steht hierzu die treffende Auffassung, die Zwinger von der Lungentuberkulose hat. Er sagt darüber: „Die anfangende Lungenucht kann noch wol geheilet werden, die confirmirte und eingewurzelte aber selten oder gar nicht — — — und da eine Familien mit dieser Krankheit ange-

Theodor Zwinger, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er Mitverfasser jenes Basler Gutachtens ist. In seinem Buch „Der sichere und geschwinde Arztl.“ vom Jahr 1703 meint er zwar, „daß das Contagium, oder die Ansteckung bey solcher Krankheit sehr viel thun könne, gestalten theils durch den Athem, theils auch durch die Schweißflöschlein solch ansteckende Gift von einem Menschen in den andern kan übergezogen werden, und hiemit durch einen Menschen bisweilen eine Statt nothleiden, wenn nur die Geblütter der Einwohneren in derselben um etwas dazu auch disponiert sich befinden.“ Andererseits glaubt er aber auch noch andere Ursachen annehmen zu sollen. So wenn er sagt: „Wenn ich aber zugleich erwege, daß wir in der von uns in dem 1667. Jahr erlittenen Leibigen Pestzeit eine abscheuliche Menge allerhand Gewürms wahrgenommen, so daß auch die Bäume von Mänge der darauff sitzenden Sommerbögen hin und wider ganz weiß anzusehen waren, muß ich nothwendig daraus schließen, daß durch die Samen solches Gewürms dazumahlen die Seuche meistens verurjachtet worden.“ Nach Zwingers Ansicht haftet der Ansteckungsstoff allen Dingen an, welche „lud und luft-löcherig oder fettlicht sind, als Bettthen, Federn, leinenem oder wollenem Zeug, Belzwerd und dergleichen.“ Zur Vermeidung der Seuche sei die gewöhnliche ärztliche Verordnung diese drei Pillen: „Cito, longo, tarde, cedo, recedo, rodi, das ist, man solle von einem angestekten Ort bald weichen weit von dannen ziehen, und langsam oder lang nicht widerkommen. Welche aber an den inficirten Orten zu bleiben genöthiget sind, die müssen allerwiderst trachten sich mit einem heiligen Leben, mit dem erzöbten Gott zu versöhnen, und durch bußfertiges Seuffzen seinen himlichen Schutz und Segen über die anwendenden Bewahrungsmittel auszubitten, gestiffen seyn. Demnach wird ein solcher Mensch sehr wol thun, wenn er während der Zeit der Pest, sich vor übermäßigem Jorn und Betrübniß, vor herzhredender Angst und Sorg, vor unzeitigem Reid, Haß und Mißgunst, sonderbar auch vor närrischer Furcht und Schreden, durch welche ein mancher die Pest gleichsam mit Haaren zuzuecht, fleißmöglichst hütet, hingegen immer fröhlich und guten Muthes ist, und mit einem freudigen unerchrodnen Herzen dem Willen Gottes sich unterwirft.“ Zur Reinigung der Luft hält er „lebendiges helles Fehv von Wachholder und anderem Holz“ für nützlich, „weilen hierdurch die giftige Dämpffe, samt dem in der Luft etwan herum schwermendem Pestilenzialischen Wurmsamen verbrennet werden.“ Als persönlichen Schutz empfiehlt Zwinger ferner: „Alle morgen, ehe man ausgehet, soll man das Angesicht und die Hände mit klarem Wasser, darunter ein wenig Rauten-wein gemischt seye, waschen, und ein wenig Butter essen, auch ein Gläslein mit Vermuth-wein dazu trinken. Wenn man nun ausgehet, welches denn erst, nach dem die Sonne ein halb Stund aufgegangen, geschehen soll, so lan man einen hölzernen durchlöcheren, mit Rauten, Wachholderbeer und Angelica-wurzen anfüllten Knopf, oder ein frische Citronen und Pomeranzen in der Hand tragen und offt für die Nasen halten.“ Dem Arzt gibt er für seine Krankenbesuche noch folgende Rathschläge: „Gehst du denn zu den Patienten, so lasse dir immer ein angezündetes Feur von Wachholder-holz vortragen, und indessen kanstu allzeit ein Stückerlein Liebstöckel oder Angelica-wurzen in dem Mund feuen, oder einige Präservativ-täfelein in dem Mund saugen und viel darauff ausspeyen. Etliche füllen eine hohle Haselnuß oder einen Federkiel mit Quecküber auß, und hängen an Hals zum präservativ.“ Außerdem soll man sich ein oder zwei Fontanelen auf dem Arm oder Fuß setzen lassen, „als dadurch viel Gift aus dem Geblüt sieperet. Ja alle Nacht ein paar pfeifflein guten Taback geschmaucht, ziehet viel unnütze feuchtigkeiten durch den Speichel weg.“ Man sieht, ein dichtes Gewirr von phantastischen und abergläubischen Vorstellungen überwuchert noch wie eine Dornhede die da und dort schüchtern keimenden Ansätze zu einer unboreingenommenen Beobachtung.

Zu den Baden-Durlachischen Akten findet sich der folgende *Extrait d'une Lettre de Marseille* ohne Datum und ohne Unterschrift. Der Auszug gibt uns eine anschauliche Schilderung von den Zuständen in dieser Stadt: — — — et il meurent 40 à 50 personnes par jour. Il y a 8 charets qui roulent la nuit par ville pour enlever les cadavres qui se trouvent dans les maisons. Par tout on ces voitures fatales passent, les archers qui les accompagnent crient: „Retirez vous fermez vos Portes et fenestres.“ Ce qui est assez

schrecken, so gebet sie erblich auff die Kinder, wie ich denn etliche solcher Familien kenne, welche samtllich an dieser krankheit dahin zu sterben pflegen. Ja ich glaube, daß wo man viel mit den Lungenlichtigen isset oder trindet, auch den ihnen schlafft, man solche trändliche Disposition wol ererben könne, wie ich denn dessen ein und das andere Exempel erfahren.“

lugubre à entendre et de voir passer des chariots chargés de cadavres. Il y a une rue toute vuide et plusieurs familles par ça et par là dans la ville qui sont éteintes. On conte 1290 à 1500 morts depuis le commencement. Il y a quelques jours que quelques Medecins soustenoient que ce mal n'est point une veritable Peste, mais un fievre maligne pestilencielle, qui fait foudre tout le sang en moins de 20 heures, cependant il est constant que plusieurs morts ont eu des bubons et charbons de peste. Il meurent aussi souvent des personnes par rue qui tombent morts.

Durch eine umschreibende Krankheitsbezeichnung suchte man beruhigend auf die Bevölkerung zu wirken. Natürlich auf die Dauer ein vergebliches Beginnen.

Außerdem enthalten die kurpfälzischen Akten noch einiges Nähere über Auftreten und Verbreitung der Pest in Frankreich in den Jahren 1720 bis 1722. Der in Paris beglaubigte auswärtige Minister der kurpfälzischen Regierung, W. Grevenbroch, schickte eine Reihe von Berichten nach Hause. Wir erfahren, daß die bei der französischen Regierung beglaubigten auswärtigen Minister und Gesandten, unter ihnen auch Grevenbroch, regelmäßig Donnerstags von dem königl. Staatsminister Cardinal du Bois Eminenz in Audienz empfangen und über den Stand der Seuche unterrichtet wurden. Grevenbroch bemüht sich aber, auch auf anderem Wege noch Erkundigungen einzuziehen. So meldet er in einem Schreiben an seinen fürstlichen Herrn vom 13. Januar 1721, daß die Seuche von neuem in Marseille „sehr stark emgerissen“ sei und daß sie in der ganzen dortigen Gegend

„noch immer große ravage mache“. Sie sei unter großer Sterblichkeit fast durch die ganze Provence verbreitet und habe neuerdings auch die Stadt Arles und den durch seine Jahrmärkte berühmten Ort Beaucaire an der Rhone nahe bei Avignon ergriffen. Unterm 17. Juni 1721 berichtet er dann von weiterem Umsichgreifen auf den Bezirk Gebaudan und auf die Diocèse de mende in le bas Languedoc. Als besonders schwer ergriffen wird der Ort la Canourge und in einem weiteren Brief vom 26. August 1721 der vollreiche Flecken Marvege oder Marvejol bezeichnet. Man ging, wie er weiter ausführte, mit strenger militärischer Absperrung der verseuchten Ortschaften vor. Die Besetzung mit Absperrungslinien sei so stark, „daß keine Seele werde entweichen und sich hierherzu durchschleichen können; zu welcher Sperrung noch absonderlich die allda befindliche Berge favorabel wären“. Dabei passierte es aber, daß auch die einschließenden Truppen, speziell das Regiment de la Couronne, angesteckt wurden. Auch die Bevölkerung ließ sich die Absperrung nicht immer so ruhig gefallen. Als man „zu Anfang der Contagion“ die Stadt Arles in Provence einschloß, stürmten die Bewohner die Linien, so daß „Viele bei diesem Sturm das Leben jämmerlich eingebüßt“. Bezeichnend ist noch folgender Satz: „Uebrigens haltet man hier in particulari davor, daß die Pest schon vor einigen Wochen in dem bas Languedoc gewesen solches aber, wie man anfänglich zu Marseille auch getan, mit Fleiß und wegen der bey einer solchen Begebenheit so großen abbruch leidenden Commerc, so lang es seyn können geheim und verborgen gehalten worden.“

(Schluß folgt.)

## Annie Harrar / Die Frau, der Spiegel und der Schatten.

Als die junge Frau vom Arzt nach Hause kam, fand sie die Wohnung ganz so einsam, wie sie es erwartet hatte. Ihr Mann mußte noch im Büro sein. Das Dienstmädchen war wohl zum Einkäufen fortgegangen. Nichts störte die dämmerige Schwüle der kleinen Stuben, in denen ein Möbelstück dem anderen den Platz zu rauben schien. Die Elektrische klingelte von der nächsten Straßenecke in regelmäßigen Pausen herüber. Die Kinder schrien unten auf dem Gehsteig in dem graublauen Spätnachmittagsdunst, der über der großen Stadt wie eine niedrige Wolke hing.

Die junge Frau tat den Hut und den leichten sandfarbenen Mantel ab. Dann setzte sie sich an ihren kleinen Schreibtisch — alles mit jener schwerfälligen Erschöpfung, die den Gebärden werdender Mütter eigen ist. Ihr Gesicht war sehr bleich, vom Sonnenspiel der Gardinen mit grünlichgelben Lichtern gesprenkelt.

Sie schob die schweren hellen Haare aus der Stirn, die feucht war von kühlen Schweißtropfen. Sie besann sich noch einen Augenblick, wie jemand, der sich zu einer wichtigen Tat anschickt, und griff dann nach der Feder. Einen Herzschlag lang lauschte sie auf die schrillen Schreie eines kleinen Knaben, der unter dem Fenster umherlief und von seinen größeren Brüdern im Stich gelassen worden war. Ein Lächeln ging um ihren Mund, schnell und wie aus weiter Ferne. Dann wurde das Antlitz wieder bleich, kühl und gleichsam unter seine eigene Oberfläche hinabgesunken. Sie glättete mit spitzen Fingern den blaß-blauen Briefbogen und schrieb:

„Du mein Ungeborenes!“

Kann man sich etwas Wunderlicheres denken als eine Mutter, die an das Kind schreibt, das sie noch unter ihrem Herzen trägt! Aber ich muß es tun, und vielleicht ist heute die letzte gesammelte Stunde, die mir dazu gegönnt ist.

Warum ich es tue?

Wenn ich mein Gedächtnis befrage, so hat der Arzt auch diesmal nichts gesagt, was auf eine schwere, vielleicht gefährliche Geburt schließen ließe. Aber ich weiß ja, daß kein Arzt der Welt so etwas voraussagen würde, selbst wenn er es könnte. Wahrscheinlich kann er es sogar nicht einmal. Aber ich war lange genug Schwester, um ein bißchen etwas von dem Zwiespalt zu ahnen, der zwischen der Meinung des Patienten und des Arztes klappt. Und ich fühle es, deutlich und ganz sicher, daß Du, mein Erstgeborenes, mir das Leben oder wenigstens alle Spammkraft und Gesundheit kosten wirst.

Denke nicht, daß ich Dich darum weniger liebe! Ich war es ja, die Dich gewollt, die Dich gleichsam ins Leben gezwungen hat, meinem allzu zarten Körper zum Trost. Man hat mich damit zu schreien versucht, daß Du vielleicht krank sein könntest, ein sieches Geschöpf, das sein Dasein verflucht und die, die es ihm als eine ungewollte Bürde auf luden. Aber ich weiß das besser. Hält mein Blut mit dem Deinen nicht heimliche Zwiesprache, umschließe ich Dein künftiges Leben nicht wie eine Fruchthülle das Samentorn?

Nein, Du wirst so werden, wie Dein Vater und seine Brüder sind. Willensstark, zäh, mit jener unbedingten Überzeugung, daß Du zur Macht bestimmt bist, daß alles sich Dir unterordnen wird. Und Du wirst von mir nichts haben als vielleicht manchmal den schweremütigen Zug um den Mund und dann und wann in einer leisen und einsamen Stunde den Wunsch, einen anderen Menschen über alles zu lieben. Aber das wird immer seltener werden, je mehr Deine eigene Kraft Dich fortreibt und in hundert Tätigkeiten verstrickt. Und schließlich wirst Du mich ganz vergessen und nicht wissen, daß auch ich noch in Dir weiterlebe, so wie Dein Vater und Otto und Karl, seine Lieblingsbrüder, und mein eigener stolzer Bruder Heinrich und unsere beiden Väter, und so weiter eine ganze lange Kette von Gestorbenen und Vergessenen ...

Aber weil Du so sein wirst, und weil alles Sein ein eingegrenzter Kreis ist, über den keiner hinausreichen kann — nicht im Guten und nicht im Bösen —, wird die Stunde kommen, wo Du es bedauern wirst, daß Du nichts bist als der Sohn eines kleinen, namenlosen Ingenieurs, dem Deine Mutter kein Vermögen zugebracht hat. Mir ist, als sähe ich Dich vor mir sitzen in dieser Stunde. Vielleicht ist es so schwül und die Luft so spätkommerlich müde wie eben. Oder es ist um die Zeit, da am Rhein unten der Eisstoß geht und die Menschen toll und heiß werden von der lauen Luft, die aus Süden kommt. Oder es ist im Herbst, wenn die Nebel über den schwarzen Schieferbergen hängen und die Stromschnellen bei Caub düster sind wie der Eingang zur Unterwelt. Ach, es ist mir so zeitlos, als wenn ich in Deinem Blut es miterlebte, herauscht von dem starken Schlag Deines Herzens, Du mein Sohn, Erbe alles dessen, was in mir nur eine leise und nie erfüllte Sehnsucht war.

Und Du siehst, und Licht fällt auf Deinen schmalen, eigensinnigen Kassetopf, und die blauen Augen sind ungeduldig vor den vielen Hemmnissen des Lebens, die ein Armer und Unbekannter zu überwinden hat. Und vielleicht ist mein Bruder Heinrich bei Dir oder ein anderer aus meiner Familie, und sie erzählen Dir die wunderliche Geschichte, die sie alle miterlebt haben und die keines von ihnen begriff. Die Geschichte einer Liebe, die Dich beinahe zum Sohn des Millionärs Don Gonzales y Villanova in Mexiko gemacht hätte.

Aber ich habe es nicht gewollt.

Verzeihe es mir, mein Kind, verzeihe es und vergiß es. Oder wenn Du stark und klug genug bist, so begreife es und neige Dich ehrfurchtsvoll vor dem, was Deiner Mutter beste Einsicht war ... und was ihr auch nur für die eine Stunde zuteil wurde, in der die Verblendung des Triebes schwieg und die ewige Verantwortung des Menschen sprach.

Denn es war um Deinetwillen ...

Dir will ich erzählen, wie es kam. Du allein sollst es wissen. Darum schreibe ich diesen Brief, weil ich nicht weiß, ob ich es Dir einmal werde sagen können. Vielleicht ist es sogar so — wenn ich

den letzten Schleier von der zur Ruhe gegangenen Sehnsucht meiner Seele nehme —, daß ich darum lebte und daran sterben werde. —

Er kam, als die fremde Besatzung schon über ein Jahr im Rheinland eingezogen war. Wir haben manches gelitten durch sie, aber mein Bruder verstand es doch auch, durch größere Lieferungen aus seiner kleinen Fabrik Vorteile zu erzielen. Wir lebten so leidlich und immer in einer heimlichen Unruhe.

Vielleicht trug dieses alles dazu bei, daß ich damals mit einem Male sehr schön wurde. Vielleicht war es aber nur die natürliche Zeit der Blüte für mich, denn ich war schon zweiundzwanzig. Du wirst es aus meinen Bildern sehen, mein geliebtes Kind — ich habe sie erst jüngst für Dich in einem Album zusammengestellt, und um Deiner eigenen Kinder willen solltest Du sie nicht verschleiern —, wie blond ich damals war, wie feingliederig, mit weißer und seidiger Haut.

Heute kann ich von alledem so ruhig sprechen, als ob ich es gelesen und nicht erlebt hätte. Aber ich bin einen langen und nicht leichten Weg von damals bis heute gegangen und äußerlich eine ganz andere geworden, so sehr, daß Dein Vater ... doch das gehört nicht hierher ...

Don Gonzales sah mich, als ich aus dem Kontor meines Bruders kam, wo ich die vielen Geschäftsbriefe auf der Schreibmaschine zu tippen hatte, um eine fremde Kraft zu ersparen. Er war mein Widerspiel: schwarz, groß, breitschulterig, mit einer Haut wie goldbrauner Samt. Er hatte eine herzbetörende Art, mich anzusehen, und einen schmalen, dunkelroten Mund, der die Frauen verliebt und die Männer eifersüchtig machte. Er war schöner, als ich irgendeinen Menschen sah, und er war reich, mit riesigen Besitzungen, Viehherden, Plantagen, Zinshäusern in Colorado und Silberbergwerken in Spanien.

Was soll ich Dir die hundert Bilder aus meiner Erinnerung erzählen. Er saß an unserem Tisch, er war der Freund meines Bruders, er wurde mein Verlobter.

Ich habe damals geglaubt, ich liebte ihn. Aber heute weiß ich, es war mehr Eitelkeit, Sehnsucht nach Reichtum, der Einfluß meines Bruders, der mich in diesem Vierteljahr auf Händen trug und in mir und durch mich seine ganze Zukunft gesichert sah. Dann freilich haßte er mich und wird nicht aufhören, mich zu haßen — noch über das Grab hinaus. Ich verstehe es, denn ich habe ihm viel zerstören müssen, und es tut mir leid ... aber das sag schon nicht mehr in meiner Hand.

Aber immer habe ich zwischen Don Gonzales und mir die große Fremdheit empfunden. In Stunden, da das durch ihn entzündete Feuer meines Blutes niedriger brannte oder nur wie unter Asche glimmte, schien er mir fern und ganz unerreichbar. Alle seine Wünsche, Gewohnheiten, Neigungen waren mir fremd.

Aber die Unerfahrenheit und Gutwilligkeit meiner Jugend glaubte dies alles überbrücken zu können, leugnete den dumpfen Druck, der über mich hereinbrach, sobald davon die Rede war, daß wir noch Ende des Jahres nach seiner mexikanischen Besitzung abreisen sollten. Das empfand ich wohl, daß ich mich nie so an die Heimat geklammert habe ... so mit allen Sinnen und aller Lebensgier, wie damals, daß ich, doch immerhin in Städten aufgewachsen, auf einmal die Natur mit einer schmerzlichen und zärtlichen Leidenschaft zu lieben begann, daß ich Ausflüge in den Schwarzwald vorschlug, und daß es mir manchmal war, als müßte ich die Bäume umarmen und dem grünen, weichen Waldgras lücheln. Dinge erzählen, und als sei alles ein einziges und grenzenloses Abschiednehmen ...

Und dann kam jene Stunde.

Es war schon Oktober, und wir saßen in unserem kleinen Wohnzimmer noch spät beisammen. Don Gonzales erzählte, zuerst von sich, dann von seiner Familie. Seinem Vater, der ein harter und stolzer Mann gewesen war, der die Sklaven peitschen ließ. Seinem Großvater, nicht weniger hart, geizig, willenszäh, der eine indianische Häuptlings-Tochter geheiratet hatte. Und von dieser indianischen Großmutter, die er selber noch gut gekannt hatte, die niemals richtig Spanisch sprechen lernte und bis in ihr Alter drei tätowierte Linien auf der gerunzelten kupferfarbenen Stirn trug ...

Ich weiß, ich fröstelte bei dieser Erzählung. Und es wurde mir so schwer, ihn zu küssen, daß ich entschlüpfte und es dem Bruder überließ, ihn hinauszubegleiten.

Mitten in der Nacht wachte ich auf.

Es war sehr dunkel. Der Wind kam wie ein eintöniger Gesang vom Rhein herauf. Die Straßen waren ganz still von Menschen-

lauten. Sternenschein dämmerte unendlich fern und zart in die unberührten Fenster.

Ich konnte nicht mehr schlafen. Ich hatte die Augen offen, und in dem ungewissen Licht, das von allen Dingen ausging, erkannte ich deutlich den Schrank, die Stühle, den Divan und mir gegenüber meinen Toiletentisch mit dem großen ovalen Spiegel. Wie unter einem Zwang erhob ich mich und trat zu ihm, als sei er eine Pforte, an der ich irgend jemanden erwarte.

Vielleicht war wirklich alles Traum und Dämmerung. Aber ich sah dennoch, sah klar und ganz deutlich, was sich im Spiegel begab.

Da war zuerst mein eigenes Gesicht, blaß verschwommen, wie eine noch ungeprägte Münze. Aber plötzlich trat Don Gonzales hinter mich, mit der schwarzen Flamme seines Auges und der bronzenen Haut ... schattenhaft ... und doch voll geheimem Leben, nur unendlich fern, unberührbar, wie aus seiner eigenen Seele heraus geboren. Dann veränderte sich sein Antlitz, und ich erkannte, als ob eine innere Stimme es mir zurief, den, der sein Vater gewesen war, und ich erschrak vor der harten Grausamkeit seines Mundes. Und auch er wandelte sich zu seinem eigenen Vater und hatte ein spitzes Kinn und hatte einen heimtückisch spähen Blick, vor dem ich bis ins Innerste schauerte. Dann war ein kupferbrauner Schatten an seiner Seite, tätowiert, mit einer scharf gewölbten Nase und straffen, schwarzen Haarsträhnen — eine alte Indianerin mit einem fremdartigen Amulett auf der eingefunkenen Brust.

Und hinter ihnen drängte es sich, unbestimmt, zahllos, ein Heer von Schatten, mit Federschmuck und nie gesehenen Waffen, in Tierhäuten und eisernen Harnischen, mit Helmen, Schwertern, Beilen und verschnürten Bündeln. Und sie alle waren lüstern nach meinem Blute, nach der armen, kleinen Flamme meines Lebens. Sie alle wollten wiedergeboren werden von mir, wollten von neuem sein und weiter sein in meinen Kindern und meinen Enkeln. Und ich empfand wie einen ungeheuren Schmerz das Leid der Ungeborenen, die ausgeschlossen waren von zwei Welten und dennoch jeder zugehörig, und in denen sich, vom ersten Zug ihres Atems an, Europa und ein fernes, südliches Land, mein eigenes Ich und das spanisch-indianische Blut bekämpften.

Und ich kam mir vor wie eine, die ein entsetzliches, nicht wieder gutzumachendes Verbrechen begangen will. Und ich sank ... sank in einen Abgrund, der wohlthätig seine finsternen Wände über mir schloß ...

Es ist nicht mehr viel zu sagen.

Don Gonzales ging allein nach Mexiko zurück. Ich habe ein halbes Jahr später gegen den Willen meines Bruders Deinen Vater geheiratet, der ein Angehöriger meiner Rasse ist und dessen Vorfahren blond, tüchtig und hier heimisch sind, wie er es ist und wie Du es sein wirst.

Es ist wahr, die Millionen der Villanovas sind für Dich verloren. Aber ich habe Dir, meinem Blute, meinem Erben, dem, der über mich hinausleben wird, die Heimat erhalten und die namenlose, nie zu stillende Zwietracht erspart, die denen zuteil wird, die zwischen den Rassen stehen.

Du wirst so wie wir durch die deutschen Wälder gehen, Du wirst den wolkenverträumten Himmel haben, das fruchtbare Land und alles, was seit Urväterzeit in uns lebt und eingewurzelt ist. Und Deiner Tatkraft wird nicht in Dir selber jene Grenze entgegengesetzt werden, die alle lähmt, die zwiespältigen Blutes sind. Du hast die Möglichkeit, alles zu erreichen, wozu Du begabt bist, und glücklich zu sein, weil Du kein anderer zu sein brauchst, als wozu Du geboren wurdest.

Ich liebe Dich mehr, Du mein ungeborener Sohn, als ich Don Gonzales geliebt habe und Deinen Vater und meinen Bruder, mehr als mich selber. Ich liebe Dich so, wie man die Bekräftigung seines eigenen Ichs liebt. Darum lebe und sei! Im Schiffein Deines Lebens werde ich als ganz kleiner, stiller und tatenloser Gast in die Ewigkeit fahren. Deine Mutter."

Die junge Frau hatte zu Ende geschrieben.

Jetzt saß sie ganz still. Die Feder lag noch lose in ihrer Hand. Sie empfand keine Sorge, keine Angst, nicht einmal eine Hoffnung mehr. Sie fühlte, sie hatte alles getan, dessen sie fähig war. Und das leise atmende Leben unter ihrem Herzen war das, was sie der Welt zu geben hatte, denn es war ein Glied an der großen Kette in die Unendlichkeit. (Aus der „Fahne“. Ein Führer zu Dichtern und Denkern. 4. Jahrgang, Maiheft 1923. Verlag Walter Seifert, Stuttgart/Heilbronn.)